

KULTUR + PROGRAMM
FÜR BERLIN
Do | 16.07.09

BERLINER SZENEN

ADMIRALSBRÜCKE
„Sorgenpause“ ade

Er saß auf einem der Betonklötze, mit denen die Stadt die Admiralsbrücke verschönert hatte und die seither von jugendlichen Rucksacktouristenschwärmen belagert werden, als ob sie der Nabel der Welt wären. Seine grauen Haare, der Schnauzer und seine akkurat, von Rentnern bevorzugte, in Beigetönen gehaltene C&A-Kleidung machte ihn auf dieser Brücke der schnattnenden U21-Jährigen suspekt. Ich dachte: Wenn sich solche Leute unter das Jungvolk mischen, ist das der Anfang vom Ende für das neue KOZ, wie die Kommunikationszentren in den Kleinstädten in einer Mischung aus Frustration und Überdross genannt werden, hier aber als spontaner Treffpunkt schon Fernsehen und Zeitungen beschäftigt hatte und die Anwohner ebenso nervt wie den türkischen Billigbierverkäufer an der Ecke frohlocken lässt.

Er saß einfach nur da und rauchte. Und wenn er eine Zigarette ausgetreten hatte, steckte er sich eine neue an. Das hatte etwas Systematisches und Verlässliches an sich. Unter seinen Füßen hatte sich eine beachtliche Sammlung von Stummeln angehäuft. „Überall nur Latte machi-

Nur noch dieser Schaumscheiß

ato“, hustet er kurzatmig. Wie sich herausstellt, ist er ein Opfer der Gentrifizierung des Kiezes. Als er vor dreißig Jahren nach der Arbeit mit gestieftem Hemdkragen und einem Blazer aus dem Haus trat, konnte er einfach eine Kneipe ansteuern, um am Tresen kurz einen zu zwitschern. Und dann noch einen und noch einen, bevor er leicht derangiert nach Hause wandte. Und heute? „Nur noch dieser Schaumscheiß. Und Kuchen. Und sieben verschiedene Kaffees. Wer braucht das eigentlich? Reingehen und ein Bierchen zischen ist nicht mehr.“

Ein Verlierer in der neuen schönen Welt auf der Admiralsbrücke, ein Relikt, das der guten alten „Sorgenpause“ nachtrauert. „Aber da ist ja jetzt ein Italiener drin“, sagt er verächtlich und zieht an einem weiteren kleinen Sargnagel. **KLAUS BITTERMANN**

Eine Geschichte aus Licht

LEUCHTREKLAME Noch besteht das Buchstabenmuseum nur aus einem Schaudapot. Bald soll daraus ein echtes Museum entstehen. Barbara Dechant und Anja Schulze sammeln alte Leuchtschriften und stellen sie aus

VON MARTIN CONRADS

Es war ein Glücksfall für die Kommunikationsdesignerin Barbara Dechant. Als sie gebeten wurde, von der Fassade des Barockhauses am Checkpoint Charlie gestohlene Frakturbuchstaben nachzubauen, tauchten plötzlich die Werbeschilder mit dem Schriftzug des legendären, im letzten Jahr am gleichen Ort geschlossenen Café Adler auf.

Dechant zögerte nicht lange und nahm die beiden Schilder zum Zweck der Pflege kollektiver Erinnerung an sich: gemeinsam mit Anja Schulze, hauptberuflich in der Öffentlichkeitsarbeit beim Stadtmuseum Berlin tätig, betreibt sie seit 2005 das Buchstabenmuseum. Sein Ziel ist es, Schriftzüge und Elemente alter Leuchtreklamen vor der Verschrottung zu retten und als Schauobjekte der Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen. Die Tafeln mit dem nicht ganz korrekten Schriftzug des Café Adler – statt eines Akzents zierte ein Apostroph das „Cafe“ – sind zwar bloß beschriftete Tafeln, doch wegen ihres Lokalkolorits nahm man sie in die Sammlung auf, die vor allem aus Leuchtbuchstaben besteht.

Barbara Dechant hegt seit langem eine Liebe zur Typografie. Ihre Kollegin Anja Schulze brachte aus der Museumsarbeit Ideen mit, und so wurde vor über vier Jahren der gemeinnützige Verein Buchstabenmuseum gegründet.

Der Verein belief es nicht beim Sammeln: Im Schaudapot, einem Ladenlokal am Spittelmarkt in Mitte, kann an jedem zweiten Samstag im Monat ein



Im Schaudapot des Buchstabenmuseums stapeln sich Buchstaben mit Lokalkolorit, hier ein Zille Foto: M. Setzpfandt/Buchstabenmuseum

Teil der Sammlung besichtigt werden. Hier entdeckt man alte Bekannte aus dem Berliner Stadtbild wieder, die man längst verloren glaubte: typografische Zeichen von Schuhgeschäften, Restaurants, Kaufhäusern, U-Bahn-Eingängen.

Die Buchstaben erzählen mehr als bloße Designgeschichte – sie sind auch Fußnoten einer Geschichte von Stadttumbau und Globalisierung. So gehören Buchstaben vom Haus des Deutschen Demokratischen Rund-

funks ebenso zur Sammlung wie die einst ausgetauschten Buchstaben „HAUP“ des ehemaligen Ost-Berliner Hauptbahnhofs und jetzigen Ostbahnhofs. Ein „M“-Logo der ehemaligen Berliner Markthalle (heute Berlin-Carré) findet ebenso seinen Platz wie der Schriftzug der alten Rathauspassagen am Alexanderplatz. Wer sich fragte, wohin der für die Kreuzberger Skyline einst so charakteristische „DeTeWe“-Schriftzug der mittlerweile von einem kanadischen Unternehmen aufgekauften Deutschen Telefonwerke in der Zeughofstraße angeht, findet ebenso eine Antwort wie diejenige, die sich nach dem G aus dem „Bewag“-Schriftzug zurücksehnt, das sofort als solches zu erkennen ist.

Die ehemaligen Besitzer der von Schulze und Dechant nicht selten durch Zufall und mit einer Portion Glück, aber auch mit Spürsinn aufgetriebenen Werbeschriften sind meist froh, wenn sie für die oft großformatigen Objekte keine Verschrottungsgebühren zahlen müssen. Schulze und Dechant übernehmen sogar die Kosten für den Transport der Objekte. Die Räume des Schau-

Es geht um die Bewahrung von Buchstaben und Zeichen, unabhängig von Kultur, Sprache und Schriftsystem

depots stehen inzwischen kurz davor, aus allen Nähten zu platzen – nicht selten handelt es sich bei den gezeigten Objekten um ganze Buchstabenreihen von über zwei Metern Größe. Dechant und Schulze bemühen sich daher um Vermittlungsarbeit: Sie haben ausgewählte Buchstaben mit Informationskarten versehen, geben den internationalen Besuchern Auskunft über jedes einzelne Objekt und dessen Geschichte und verschicken Newsletter. Ziel ist es, bald tatsächlich zur Museumsgründung überzugehen und die Sammlung in größeren Räumen zu präsentieren. Von Wechselausstellungen, Führungen, Kinderprogrammen und einem Museumshop ist die Rede.

Die beiden Frauen halten ihren Plan für realistisch: Das Interesse an ihrem Projekt nehme beständig zu. Nicht zuletzt die

Notwendigkeit einer Sensibilisierung für die Bewahrung derzeit verschwindender visueller Gestaltungselemente der Stadt des 20. Jahrhunderts könnte ihnen in die Hände spielen: Neuere Konzepte für Werbemittel setzen nicht mehr auf die in der Herstellung relativ aufwändige individuelle Gestaltung von Neonschriften, sondern etwa auf Plasmatechnologie. So wird das Sammeln stadtbekannter, historischer oder typografisch wertvoller Leuchtelemente zu einer kulturellen Aufgabe für die Allgemeinheit.

Derzeit bemühen sie sich darum, den Neon-Schriftzug „Zierfische“ zu erhalten, der eine Hauswand am Frankfurter Tor schmückte, bis das entsprechende Geschäft Anfang 2009 aufgrund der Pleite geschlossen wurde. Mit der Aktion „Rettet die Zierfische!“ bitten Schulze und Dechant dabei erstmals um Spenden für den Erwerb einer leuchtenden Wegmarke. Knapp 1.000 Euro fehlen noch bis September. Zum ersten Mal gilt für ihre Sammlung: Words don't come easy.

www.buchstabenmuseum.de



Wo das hing, wurde mal gegessen Foto: M. Setzpfandt/Buchstabenmuseum

Wie glücklich macht die Natur?

AFFE MENSCH Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften beratschlagte über die Evolution des menschlichen Sozialverhaltens

Der Streit um die Natur und Kultur des Menschen scheint in den Sozialwissenschaften zu keiner Synthese zu finden, die einen verträglichen Einsatz sowohl naturwissenschaftlicher wie sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse neben- oder miteinander möglich macht. Der Normalfall ist ein im besten Fall kritisches, in der Regel aber ignorant umgehen mit biologischen Theorien in der Soziologie beziehungsweise in der Umkehrung eine Biologisierung der Gesellschaft ohne die Anwendung der historisch-kritischen Werkzeuge, wie sie etwa die Wissenschaftsgeschichte hervorgebracht hat.

Und wenn man Peter Weingart am vergangenen Dienstag bei einem von ihm mitorgani-

sierten Forum zur „Evolution des menschlichen Sozialverhaltens“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften richtig verstanden hat, befürchtet er in dieser Kampfkonstellation das Verschwinden von historischer Begriffs- und Methodenkritik aus der Soziologie zugunsten eines bloß empirischen Naturalismus ohne Reflexion.

Weingart, der in Bielefeld als Professor für Soziologie und Wissenschaftsforschung lehrt, wird wissen, wovon er spricht. Im Zuge seines Instituts sind die hierzulande gründlichsten Untersuchungen entstanden, die den vertrackten institutionellen und theoretischen Wandel beschreiben, der in England zur Durchsetzung evolutionistischer Theo-

rien als allein gültigem Wissenschaftsparadigma vor, um und nach Charles Darwin führten. Weingart blickte also erwartungsgemäß skeptisch auf biogenetische Erklärungen von Gesellschaften und ihrer Entwicklung. Das tat Weingart dann auch am Beispiel des Humangenetiklers Luigi Cavalli-Sforza und des ameisensforchenden Soziobiologen Edmund Wilson.

Cavalli-Sforza, der etwa technische Revolutionen mit der Geografie der Gene und Sprachen mit Genen in Analogie setzt, und Wilson, der alle Bewegungen menschlicher Gesellschaften aus der Biologie erklären zu können meint, kommen am Ende ganz ohne Soziologie aus, eher soll die Soziologie in der

Soziobiologie absorbiert werden. Ein Prozess, der nicht einseitig Biologen in die Schuhe geschoben werden kann.

Weingarts defensive Kritik an den Biologisierungen von Gesellschaft hat auch mit seiner Kenntnis von deren Entstehung zu tun. Es war einer der Begründer der Soziologie, jener Herbert Spencer, von dem Darwin die Formel vom „survival of the fittest“ übernahm, der die Vorstellung der Gesellschaft als natürlichem Organismus am nachhaltigsten prägte. Und auch wenn Weingart anmerkte, dass die Ideologien heute Spencers Teleologie nicht mehr stützen, nach der am Ende, wenn man die „Zucht der Natur“ nur machen lässt, eine glückliche Gesellschaft glücklicher Individuen stehen wird, erledigt das Spencer einem leider nicht.

Die einzige zurzeit weit und breit herrschende Ideologie, die liberale, verspricht andauernd nichts anderes als das ewige Glück aller durch hemmungslo-

ses Geldverdienens weniger. Und deshalb muss hier zum Schluss das Lob des Bildungsforschers Gerd Gigerenzer stehen. Gigerenzer, Direktor am MPI für Bildungsforschung und vor allem durch seine auch populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen zu „Bauchentscheidungen“ bekannt, lieferte eine lustige Generalabrechnung mit allen mathematischen wie statistischen Optimierungs- und Optimalitätsmodellen. Damit konnte er zeigen, wie man Biologie, Ökonomie und Soziologie einerseits kritisch erledigen und andererseits zusammenführen kann.

Kein Baseballspieler, der einen auf ihn zufallenden Ball treffen will, stelle dazu komplizierte Berechnungen der Flugbahn an. Das Einzige, was der Spieler tue, sei, seine Augen auf Höhe der Flugbahn des Balles zu halten, um dann irgendwann zuzuschlagen. Und das könnten auch Tiere und Kinder, ohne jede Mathematik. **CORD RIECHELMANN**